

DIE UNTERWERFUNG DER UNIVERSITÄTEN

Ein Erfahrungsbericht aus dem umgekehrten Totalitarismus

Jetzt ist es also soweit. Ich bin Zeitzeuge. Eigentlich war ich mir sicher, dass es dann um die DDR gehen würde, um die Sektion Journalistik zum Beispiel, die Medienkaderschmiede der Partei, oder um den 89er-Herbst in Leipzig. Wenn du nur alt genug wirst, dachte ich mir, kannst du die Geschichte umschreiben und erzählen, wie sich das Ende des Sozialismus auf dieser Seite angefühlt hat.¹

Die DDR ist inzwischen egal. Es bringt nichts mehr, den einen deutschen Staat mit dem anderen zu vergleichen, weil mit der Diktatur des Proletariats auch die westlichen Demokratien fortgespült worden sind. Vermutlich hat die Erosion schon früher begonnen. An den Universitäten auf jeden Fall. McCarthy, sagt Sheldon Wolin. Und: Vietnam. Erst, bei der Jagd nach Kommunisten, »Loyalitätseide«, eine »umfassende Säuberungsaktion« und die Rekrutierung von »Intellektuellen und Akademikern als Agenten der Regierung«.² Und wenig später die Erkenntnis, dass auch die Studenten ein Problem sein könnten – zumindest dann, wenn sie den Campus besetzen und von dort aus auf die Straßen ziehen.

Sheldon Wolin ist das schlechte Gewissen der USA. Er war schon weit über 80, als er seinem Heimatland in den Nullerjahren den Spiegel vorhielt und das Gerede von der Demokratie kurzerhand als Nebelkerze abtat. Wolin sprach stattdessen von einem Imperium, in dem Staat und Konzerne andere Formen der Macht (etwa die Kirchen) korrumpiert und zugleich Wissenschaft, Kultur und Technik unterworfen haben.

Als Zeitzeuge kann ich hier berichten, wie das an den deutschen Universitäten abgelaufen ist, will aber vorher wenigstens den Argumentationsrahmen skizzieren, in dem sich Sheldon Wolin bewegt.³ Bei diesem US-Theoretiker markieren zwei Kriege den Weg in eine Regierungsform, die »umgekehrter Totalitarismus« heißt. Dieser Weg beginnt in den 1960ern (Vietnam), als die akademischen Einrichtungen »notorische Zentren der Opposition« waren und Politiker und Publizisten »ernsthaft« eine »Befriedung«

forderten, und endet vorläufig bei der »loyalen Intelligenzija« in den Leitmedien und der »Selbstberuhigungs-Anstalt« Universität, die die Irak-Invasion 2003 möglich machten. Wie das »ganz ohne Bücherverbrennungen« funktioniert hat und ohne »Einsteins, die in die Emigration getrieben wurden«? Wie es gelungen ist, Wissenschaftler und Intellektuelle »nahtlos in das System« zu integrieren und Widerworte zu verhindern, ohne Kritiker »schikanieren« oder »diskreditieren« zu müssen? Die Antwort von Sheldon Wolin: durch »eine Kombination aus staatlichen Aufträgen, Unternehmens- und Stiftungsgeldern, gemeinsamen Projekten von Universitäts- und Unternehmensforschern sowie wohlhabenden Einzelspendern«.⁴

Und damit zum Zeitzeugen Michael Meyen. Zugegeben: Ganz so lange bin ich noch nicht dabei. Mein erster Lehrauftrag kam 1995, mit der Promotion in Leipzig. Ich habe dann auch die Universitäten in Halle und Dresden erlebt, bevor ich 2002 als Professor an die Ludwig-Maximilians-Universität in München berufen wurde. Mein Fach ist klein und akademisch unbedeutend: Kommunikationswissenschaft. Ein Eldorado für alle, die ein gutes Abitur haben, »irgendwas mit Medien« machen wollen und dabei allzu große Mühe scheuen. Da das inzwischen fast eine Generationsbeschreibung ist, wächst die Zahl der Professuren. Irgendwo müssen die vielen jungen Leute ja hin. Für die Forschung ist das Gift. Ich werde gleich noch zeigen, warum auch der Goldstandard Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) aufgeweicht ist – Gelder, die über ein anonymes Peer-Review-Verfahren verteilt werden. Trotzdem. Meine Disziplin hat in ihrer langen Geschichte noch nie einen Sonderforschungsbereich eingeworben (Gold-Gold) und überhaupt erst zwei Forschergruppen (Silber). Für das Präsidium einer Spitzenuniversität dürfte die Kommunikationswissenschaft so zwar eigentlich gar nicht existieren, aber das verhindert nicht, dass auch mein Arbeitsalltag heute ganz anders ist als vor einem Vierteljahrhundert.

Hebel 1: Lehre und Betreuung

Fast zeitgleich mit mir kam 2002 der letzte Magister- und Diplomjahrgang an das Münchner Institut, das meine akademische Heimat werden sollte. Die Kollegen hatten beschlossen, bei Bologna voranzumarschieren. Schnell auf Bachelor umstellen, um Pluspunkte bei der Hochschulleitung und in der Politik zu sammeln. Mich hat das damals nicht groß gestört. Ich war jung (erst 35), kannte die Universität nur aus der DDR und mehr oder weniger von außen (als Lehrbeauftragter und Stipendiat) und dachte: Was wird schon sein? Forschung und Lehre sind frei. Ich mache einfach das, was ich sonst auch gemacht hätte.

Dieser Satz gilt so für mich zwar bis heute, aber die Studenten lassen das nicht mehr zu. Leistungspunkte und Prüfungen, fast immer benotet, von Anfang an, in jeder Veranstaltung. Vorbei die Zeit, in der man überall ein wenig schnuppern konnte, nach sieben oder acht Semestern die ersten Scheine machte und sich nach der Magisterarbeit wunderte, doch kein Beststudent zu sein. Heute zahlt jeder Schritt auf das Zeugnis ein. Das heißt auch: Die erste Frage an den Professor zielt auf die Regularien. Was muss ich bis wann abgeben? Ich mache seit einiger Zeit jedes Jahr eine Vorlesung zum medialen Erbe der DDR und bitte die Teilnehmer zu Beginn, ihre Beziehung zu diesem Land zu beschreiben. Eigentlich eine spannende Aufgabe, bei der beide Seiten voneinander lernen, ganz im Geist der alten Universität. Den Kindern von Bologna ist das weitgehend egal. Sie wollen vor allem wissen, wie ich diese Leistung am Ende des Semesters gewichte. Eine Reflexion ihres Lebens wohl gemerkt, die sich jeder Bewertung entzieht.

Die Irritation beginnt schon mit der Form: etwas schreiben, das sich nicht in ein Raster pressen und mit dem Computer auswerten lässt. Menschliches Ermessen, hier und dort. Die allermeisten BA-Vorlesungen enden mit einer Multiple-Choice-Klausur. Da bleibt kein Raum für Streit oder gar Protest. Der »Lehrer« weiß, wo das Kreuz zu setzen ist, und belohnt die, die alles »richtig« machen. Wo früher um den Weg zur Erkenntnis gerungen wurde und wissenschaftliche Wahrheit ein Synonym für den aktuellen Stand des Irrtums war, wird den jungen Menschen heute Alternativlosigkeit beigebracht – Dinge auswendig lernen, nachbeten und dabei die Termine einhalten. Die ECTS-Arithmetik (ein Punkt für 30 Stunden) weist dabei jedem »Stoff« ein bestimmtes Zeitbudget zu und damit einen Platz in der Hierarchie der

Gegenstände. Eigenständiges Denken? Kreativität? Einwürfe, die den Professor herausfordern und auf neue Ideen bringen? Das alles gibt es noch, keine Frage. In jedem System scheren einige aus. Mit diesen Wenigen aber lässt sich kein Staat machen.

Das gilt auch deshalb, weil die Hochschulpolitik die Beziehung zwischen den Generationen gekappt hat. Mit den Studiengebühren entstand an meinem Institut 2007 ein Apparat aus Studiengangskordinatoren, der zum Gatekeeper für Seminare und Abschlussarbeiten geworden ist. Teilweise wird gelost, teilweise nach Gutdünken verteilt. Die Studenten müssen nehmen, was sie bekommen. Und umgekehrt kann ich mir nicht mehr aussuchen, wer bei mir studiert. Ich betreue auch Doktoranden nicht mehr allein. Vor jeder Promotion steht eine Betreuungsvereinbarung, zu unterschreiben von zwei Professoren. Für die Habilitation hat Bayern 2006 ein dreiköpfiges Fachmentorat eingeführt, das ganz ähnlich funktioniert und als Reaktion auf die Juniorprofessur zu verstehen war. Begründet wurde jede dieser Erfindungen mit dem Schutz des Nachwuchses. Schluss mit der Allmacht der Ordinarien. Unter dem Deckmantel der Demokratisierung wurde so klammheimlich das zerstört, was die Universität zu einem Hort von Widerstand, Innovation und Neuanfang machen könnte – das Band zwischen einem Professor und seinen Jüngern oder, etwas weniger romantisch formuliert, die Möglichkeit, Gleichgesinnte um sich zu scharen und eine Schule zu begründen, die erst das akademische Denken erobert und dann die Gesellschaft.

Hebel 2: Politisierung der Forschung

Hier kann ich mich kurzfassen, weil die Stichworte bei Sheldon Wolin stehen und Peter J. Brenner diesen Punkt in der *TUMULT*-Sommerausgabe für Deutschland ausbuchstabiert und in einem Dossier auf der Webseite der Zeitschrift weiter unterfüttert hat.⁵ Dort findet man eine lange Liste mit »Instituten für Demokratie- und Rechtsextremismusforschung«, die der »Regierungsmacht« auf Steuerzahlerkosten im Kampf um »Diskurshegemonie« zur Seite stehen.

1 Vgl. Michael Meyen: Das Erbe sind wir. Warum die Leipziger Journalistik zu früh beerdigt wurde. Meine Geschichte. Köln 2020

2 Sheldon S. Wolin: Umgekehrter Totalitarismus. Frankfurt/Main 2022, S. 108.

3 Vgl. Michael Meyen: »Medienlenkung 2.0 (Staat.Konzerne). Ein Lehrstück aus dem umgekehrten Totalitarismus«, in: *TUMULT*, Sommer 2022, S. 14–18.

4 Wolin, a.a.O., S. 147.

5 Peter J. Brenner: »Kampf gegen rechts« – eine neue Wissenschaft, in: *TUMULT*, Sommer 2022, S. 20–25; Peter J. Brenner: Auf dem Weg zur Regierungswissenschaft, *TUMULT*-Dossier v. 8. Juni 2022.

Für die Universitäten hat diese Geldschwemme Folgen, die über die Umdeutung von Begriffen und die Priorisierung von gesellschaftlichen Problemen hinausgehen. Als ich 2002 an die LMU kam, gab es am Institut exakt eine Drittmittelstelle, DFG. Ein Professor und sein Postdoc hatten sich ein Thema überlegt und dafür das Okay von Kollegen bekommen, die in diesem Feld selbst etwas vorzuweisen hatten. Dagegen hätte vermutlich auch Peter J. Brenner nichts einzuwenden. Heute kann ich den Wildwuchs an Projekten kaum noch überblicken, die sich um Hate-speech, Fake News und überhaupt alles kümmern, was aus den Tiefen des Internets die Demokratie bedrohen soll. Die Wege des Geldes sind manchmal unergründlich, führen aber immer zur Politik oder zu den Konzernstiftungen und wirken wie ein Magnet, der auch die sonstige Forschung ausrichtet.

Damit meine ich gar nicht nur Inhalte, Wording und Sprachregeln wie das Gendern. Auch ohne Einblicke in das Innenleben von Universitäten dürfte klar sein, dass sich Heerscharen von Wissenschaftlern auf die Fragen, Theorien und Methoden stürzen, denen die »Koalition« aus Großunternehmen und Staat (Sheldon Wolin)⁶ via EU-Kommission oder BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) ihre Töpfe widmet. Ein paar kommen zum Zug, und viele andere machen auch ohne Förderung weiter, damit die Investition nicht ganz umsonst war. Wer Geld gewinnt, braucht Erfolgsnachweise – Publikationen in prestigeträchtigen Fachzeitschriften und Präsenz in den Leitmedien. Über diese Kanäle schwappen die Ideen der Sponsoren in Seminare und Köpfe und prägen irgendwann auch die Gutachter, die zum Beispiel über einen DFG-Antrag zu entscheiden haben.

Jenseits von Qualitätskriterien und thematischer Ausrichtung produziert die Politisierung der Forschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften einen neuen Akademikertypus. Projekte haben in aller Regel kurze Laufzeiten und erlauben (oder verlangen) absolute Konzentration auf den Output. Gut ist, wer viel veröffentlicht. Es gibt zwar immer noch Etatstellen, auf denen man sechs Jahre Zeit hat, um zu promovieren oder zu habilitieren, die Konkurrenz aber ist ungleich härter als früher. Auch die vielen Projektleute wollen irgendwann eine Professur oder wenigstens einen unbefristeten Vertrag. Da sie sich nicht um Studenten kümmern müssen, geben sie inhaltlich und auch sonst den Takt vor und folgen dabei ganz zwangsläufig dem Lockruf des politischen Geldes. Ich kenne reine Drittmittelkarrieren – Menschen, die

immer größere Summen eingeworben haben und berufen wurden, als die Anpassung vollendet war.

Ich kann das alles schreiben, ohne die Fuchsfabel fürchten zu müssen. Die Trauben sind sauer. So, so. Gemessen an dem, was in meinem Fach üblich ist, bin ich ein kleiner Drittmittelkönig. Ich habe drei interdisziplinäre Forschungsverbände geleitet. Die letzten beiden tragen ein Anti-AfD-Etikett. »Zukunft der Demokratie« (gefördert von Bayern) und »Das mediale Erbe der DDR« (BMBF, Start jeweils 2018). Bei der Arbeit an den Anträgen war mir das nicht so klar. Geld für die Forschung, warum nicht. Im Demokratieprojekt wollte ich mit denen reden, die im herrschenden Diskurs allenfalls als Paria vorkommen, und ihre Positionen in einem Blog und dann auch in einem Buch dokumentieren. Zu viel für die meisten Mitstreiter im Verbund. Als ich dann ab März 2020 die Coronapolitik kritisierte und damit in die *Süddeutsche Zeitung* kam, war ich das Sprecheramt innerhalb von drei Tagen los und habe verstanden, dass die Intentionen der Geldgeber nur die eine Seite der Medaille sind. Niemand kann einen Wissenschaftler zwingen, das Gewünschte zu produzieren – schon gar nicht einen verbeamteten Professor. Dafür braucht man Menschen, die mitmachen wollen.

Hebel 3: Anreizsysteme

Das führt direkt zur Besoldung. Ich habe eine C-Stelle. Mein Gehalt steht in einer Tabelle. Es ist völlig egal, wie viel ich einwerbe und was ich wo publiziere. Entscheidend ist das Dienstalter. Ich wusste schon mit 35, auf welcher Stufe ich mit 49 stehen werde. Sicher: Es gab Kollegen, die sich mit der Berufung zur Ruhe gesetzt haben. Ausnahmen. Die allermeisten, die ich kenne, lieben das, was sie tun, und arbeiten eher zu viel als zu wenig. Dem Gesetzgeber war das egal. Rot-Grün hat 2005 das W-System eingeführt. Grundgehalt plus Zulagen – ein paar hundert Euro im Monat, wenn es optimal läuft. Was dafür zu tun ist, wird oft in Zielvereinbarungen festgehalten. Die allermeisten Extras gibt es außerdem nur befristet, und nicht alle sind ruhegehaltstfähig. Das klingt nicht nur kompliziert, sondern ist es auch. Es bindet Energien und führt zu Selbstdarstellungsformen, die an Prostitution erinnern. Für Kleingeld, wie gesagt. Verzicht ist für manche qua Verfahren ausgeschlossen. An meiner Universität werden W2-Stellen (früher C3) nur noch im Tenure Track vergeben. Sechs Jahre plus Lebenszeit-Option, wenn denn die Evaluierung positiv verläuft.

Der Bundestag hat die Besoldungsreform 2002 beschlossen. Ein Jahr später wurde das Shanghai-Ranking geboren, eine Liste der Top-500-Hochschulen, die sich vor allem auf Publikationen in einem bestimmten Zeitschriften-Typus (Web of Science, erfunden vom Medienkonzern Thomson Reuters) und entsprechende Zitationen stützt. Und seit 2005 (erst seit 2005!) gibt es den Hirsch-Index, der die gleiche Quelle nutzt und vorgibt, die Lebensleistung jedes Wissenschaftlers auf eine Zahl verdichten und so alles mit jedem vergleichen zu können.⁷ Der Medienforscher spielt plötzlich in der gleichen Liga wie Mediziner und Mathematiker.

Ich könnte jetzt über eine Hochschulpolitik und über Hochschulleitungen sprechen, die sich genötigt sehen, all das zu fördern, was »in Shanghai« zählt (und dabei alles andere zwangsläufig unter den Tisch fallen lassen). Ich könnte aus Berufungskommissionen berichten, die keine Texte mehr lesen, weil ihnen der Hirsch-Index sagt, wer zu gewinnen hat. Mindestens genauso wichtig scheint mir aber ein Nachwuchs, der gar nicht mehr auf die Idee kommt, ein Buch zu schreiben oder einen deutschsprachigen Artikel, und nur noch das macht, was politisches Geld verspricht oder auf das Hirsch-Konto einzahlt (was oft Hand in Hand geht).

Meine C3-Professur war als Lebenszeitstelle ausgeschrieben. Es gab dann Zweifel wegen der DDR und vielleicht auch wegen meines Alters. Jedenfalls bekam ich bei der Berufung zunächst nur einen Zeitvertrag. Ich habe überall herumgefragt, was ich tun müsse, um die Evaluierung nach drei Jahren zu bestehen. Die Antwort: keine Löffel klauen. Und: Schreib halt hin und wieder einen Artikel. 2002 gab es an meinem Institut einen Kollegen, der die Hälfte aller US-Zitationen auf sich vereinte, die im ganzen Land gemessen worden waren. Ein Exot. Eine zweite Exotin fuhr in jenem Jahr nach Südkorea, zu einer Tagung, die in den USA für wichtig gehalten wurde. Heute sind die Flure bei uns leer, wenn diese Tagung läuft. Und die jungen Leute posten permanent Publikationserfolge in den USA, Drittmittelspritzen und Projektideen. Societal Impact. Third Mission. Übersetzt: das Ende autonomer Forschung.

Drei Hebel, eine Richtung

Die erste Bachelor-Generation besteigt gerade die Lehrstühle. Menschen, die handwerklich perfekt ausgebildet sind, die hegemoniale Ideologie verinnerlicht haben und als Werbeträger für ein System

taugen, das akademische Bestätigung braucht, um weiter »Demokratie« sagen zu können. Ich durfte neulich vier Frauen lauschen, die in München »Digital Literacy« lehren wollten. Ich kenne seitdem den neuesten Schrei der Gendersprache (akustisch und schriftlich), hörte gleich mehrfach einen Euphemismus für die Internetzensur (»algorithmisch kuratierte Medienumgebungen«) und lernte außerdem, dass es »gute« und »schlechte« Partizipation gibt (die dann »dunkle Partizipation« genannt wird).

Diese Generation bestimmt schon jetzt, was »gute Wissenschaft« ist. Sie füllt Fachzeitschriften, Tagungsprogramme und so schließlich auch Lehrbücher, Vorlesungen und Seminare – mit Themen, Perspektiven und Begriffen, die sie der politischen Agenda und den damit verlinkten Ausschreibungen entnommen hat und die sie nicht hinterfragt, weil sie das nirgendwo lernen konnte. Im Gegenteil: Die neuen Kollegen schreiben sofort auf die Visitenkarte, wenn Gesundheits- und Sicherheitsbehörden, Medienaufseher oder gar Google nach ihnen fragen. Der Einfluss von Staat und Konzernen geht dabei über Fördertöpfe oder Auszeichnungen hinaus. An meinem Institut gibt es zwei Professoren, die an allen Gremien der akademischen Selbstverwaltung vorbei gewissermaßen »von oben« platziert worden sind – einer von Volkswagen und einer von der Landesregierung. Beide forschen zu Künstlicher Intelligenz. Bei beiden hatte weder die Frauenbeauftragte etwas zu sagen (an der LMU heißt das bis heute so) noch irgendein Studentenvertreter. Manche Professoren haben die Stirn gerunzelt, aber wie das so ist mit einem geschenkten Gaul. Die beiden Kollegen werden uns helfen, bei Shanghai und überhaupt. Dass beide einen Bachelorabschluss haben, muss ich vermutlich gar nicht mehr hinzufügen.

6 Wolin, a.a.O., S. 63.

7 Vgl. Steffen Mau: Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin 2017, S. 127–130.